

Eine depressive Grundstimmung umweht ihn wie ein Schutzspray, hält die meisten auf Distanz.

Zwischen den Fördertürmen und Kohlenhalden des sterbenden Reviers glaubt er sich mit dieser Haltung in reichlicher Gesellschaft, da seien alle so: „Offene, ehrliche Menschen, die aber nicht immer alles gleich raussprudeln.“ Längst hat er sich eingeredet, er sei „vom Typ her“ so, wie er seine Landsleute sieht. Nie scheint ihm – der sein Maschinenbaustudium abbricht, um Fußballprofi zu werden – aufgegangen zu sein, wieviel Bremsen er angezogen, wieviel Verzicht er auf sich genommen hat, um sein Leben über seine Kinderwelt nicht hinauswachsen zu lassen.

In Gelsenkirchen ist er Kind gewesen, dort hat er eine Schulfreundin geheiratet, dort baut er jetzt ein Haus für den Lebensabend. Vor allem hat er auch Fußballspielen gelernt im Kohlenpott, auf der Straße und auf der Wiese, wie es kaum noch üblich ist. Dort ist er auch sein Fußballerleben lang geblieben – über sein Talent hinaus lange bei mittelmäßigen Vereinen wie Rot-Weiß Essen und VfL Bochum, endlich, 60 Kilometer entfernt, bei Bayer Uerdingen in Krefeld. Zum Training und zu den Spielen pendelt er von Gelsenkirchen, wo er nebenher einen Amateurverein trainiert.

„Ich bin ein bodenständiger Typ“, sagt Herget, der es dennoch nicht vermeiden konnte, daß seine Kickerbegabung ihn hinausgeführt hat in die Welt. In Mexiko nun haben ihn geballt jene schmerzhaften Risiken eingeholt, vor denen er sich im Revier verstecken wollte – und das unter den Augen von 150 Journalisten und in einem Ambiente von Luxus und flotter Weltläufigkeit, das er vorwiegend aus Kino und Fernsehen kennt.

Wie soll er hier seine Qual verstecken, von der alle wissen? Daß der Arbeiterjunge von der Zeche Unser Fritz als Gefühlverdrängungsmodell hier fehl am Platze ist, hat der intelligente und aufmerksam seine Umwelt wahrnehmende Herget sofort begriffen. Instinktiv zieht er sich auf andere Muster zurück.

Von den Leiden des jungen M. bis zu Mattes gegen den Rest der Welt: Die Formen, die Herget findet, um seine Schwäche zu überspielen, sind befremdlich vertraut. Mal setzt er sein James-Dean-Gesicht auf, mal hat er den Robert-Redford-Blick drauf. Wenn die Band in der Bar des Galindo Frank Sinatras „I did it my way“ spielt, wirkt das wie die passende Filmuntermalung für den traurig trotzig jungen Mann, der mit schlenkernden Armen und hochmütiger Lässigkeit durch die Plüsch- und Mahagoni-Welt des 400 Jahre alten Hauses bummelt. Was ist das schon? Gehört längst untergegangen.

Rotzender Schimanski auf dem Fußballplatz, bleicher Udo vor der Presse. Hinter der schweren Holztür zum Speisesaal der Mannschaft verschwindet er, als wolle er sich jetzt aufs Motorrad

schwingen und in Las Vegas die Sonne putzen. Im einsamen Kampf gegen Billardkugeln pflegt er bis weit nach Mitternacht seine Außenseiterrolle.

Alles Kintop, alles Attitüde? Unbeeindruckt verspottet ihn Schalke's neuer Trainer Rolf Schafstall in krudem Kohlenpottstil, als der unglückliche Ersatzspieler als weitere Variante seiner mannhaft-einsamen Schmerzbewältigung stundenlang über den Golfplatz tritt: „Musse denn noch was lernen, wasse nich kannst?“

Herget überhört diese Bemerkung. Nur allzu direkt entlarvt sie beide Haltungen, den schlichten Arbeiterjungen aus Gelsenkirchen und den Lonely Cowboy von Queretaro, als hilflose und kindliche Versuche, sich vor außersportli-



Nationalspieler Herget
Mattes gegen den Rest der Welt

chen Verletzungen zu schützen. Denn allenfalls auf dem Platz ist einer wie Mathias Herget dem emotionalen Druck dieser Rolle gewachsen, und auch da nur bedingt. Denn ein Malocher wie der Vater unter Tage ist der Sohn auf dem Rasen nicht. Reicht es nicht auch, wenn sich einer totgequält hat in der Familie?

„Kindergarten“ ist ein Wort, das Franz Beckenbauer in Queretaro nicht zufällig immer wieder kopfschüttelnd ausspricht. Und dabei gehört Mathias Herget, wie der Knatsch zwischen Rummenigge und Schumacher zeigt, noch nicht einmal zu den allerkindlichsten. Wahr ist aber auch, daß der Teamchef munter mitspielt, Häuptling zwar, aber eben auch Indianer. Und der kennt erst recht keinen Schmerz: „Elf können nun mal nur spielen. Wer das nicht aushält, gehört sowieso nicht hierher.“

ZUSCHAUER

Tanz auf dem Vulkan

Mexikos Fußball-Kulisse verdeckt die wirtschaftlichen Probleme des Landes, und dem Finale droht ein Chaos. Die Wohlhabenden treibt diese Aussicht in krampfhaften Frohsinn.

Wenn er wieder zu Hause ist, wird Elias Alvarez Ärger mit seinem Chef bekommen. Der 46jährige Buchhalter aus dem Bundesstaat Tamaulipas am Golf von Mexiko hat Bleistifte und Kontokarten in die Schublade gepackt und ist in die Hauptstadt gefahren. Er will die heimischen Fußballer sehen, auch wenn das sein Boß nicht erlaubt: „Jetzt ist Weltmeisterschaft“, schreit er in dem Irrenhaus namens Azteken-Stadion, „einen anderen Job finde ich immer.“

Hoffentlich täuscht er sich nicht. Denn während das offizielle Mexiko geradezu verbissen die Parole ausgibt, die große Fußball-Fiesta werde den Ruhm der Nation mehren, sind die Katastrophensignale im Lande unübersehbar geworden. Und Ende Juni, wenn die Ballsaison vorüber ist, könnte der Ruhm jäh verblasen.

Dann nämlich müssen die Mexikaner 1,8 Milliarden Dollar Zinsen auf ihre gigantischen Auslandsschulden bezahlen. Aber da die Halbierung des Ölpreises in den vergangenen sechs Monaten schon in diesem Jahr ein Loch von wenigstens sechs Milliarden Dollar in die Staatskasse reißt, ist klar, daß die mexikanischen Schuldner das Geld beim besten Willen nicht haben werden.

Nach den Regeln des Buchhalters Alvarez ist das Fußball-Land pleite. Und das beste Indiz für diesen Zustand bietet die Geschwindigkeit, mit der das Geld an Wert verliert.

Touristen bekamen noch zu Beginn der Weltmeisterschaft für einen amerikanischen Dollar gut 500 Pesos. Inzwischen sind auf dem schwarzen Markt leicht 800 Pesos möglich; zum Abpfiff des Fußballspektakels rechnen Experten mit 1000. Die Preise in Läden und Kneipen rennen schneller als die meisten Kicker auf dem Rasen.

„Wir brauchen eine neue Strategie“, sagt ein ratloses Regierungsmitglied und meint damit die Finanzen. Aber sie ist nicht in Sicht. Sparen, wie es Weltökonom in solchen Situationen empfehlen, können die Mexikaner kaum noch. Daß bereits die Subventionen für das wichtigste Volksnahrungsmittel, die Mais-Tortilla, erstmals seit 60 Jahren gekürzt worden sind, haben viele Mexi-

„Nicht brutaler als sonst“

SPIEGEL-Interview mit Brasiliens Ex-Weltmeister Pelé

SPIEGEL: Pelé, mit 45 Jahren haben Sie sich als Spieler für Brasilien zur Fußball-Weltmeisterschaft zurückgemeldet. War das ein Witz?

PELÉ: Wieso denn? Ich habe durchaus im Ernst gefragt, ob ich gebraucht werde.

SPIEGEL: Glauben Sie tatsächlich, unter Zwanzigjährigen mithalten zu können?

PELÉ: Ich hätte einen Monat gebraucht, um mich körperlich fit zu machen. So sehr hat sich der Fußball seit meiner Zeit auch nicht verändert. Jetzt ist es natürlich zu spät. Außerdem sind die Brasilianer Erster in ihrer Gruppe geworden, auch wenn sie bisher nicht besonders gut gespielt haben.

SPIEGEL: Welche Mannschaften haben Ihnen denn besser gefallen?

PELÉ: Die Dänen. Ich hatte sie vor einigen Monaten in Europa gesehen. Schon da hat mich ihre Art, Fußball zu spielen, sehr beeindruckt. Sie ähneln in ihrem Stil den Holländern vor acht Jahren während der Weltmeisterschaft in Argentinien. Und die Russen haben mich wirklich überrascht. Noch vor acht Monaten haben sie ziemlich dürftig gespielt. Jetzt sieht es so aus, als hätten sie die größten Fortschritte gemacht und gehörten zu den engen Favoriten.

SPIEGEL: Viele Stars haben bisher enttäuscht. Haben Sie wenigstens neue Sternchen entdeckt?

PELÉ: Von den großen Stars war bisher, mit Ausnahme von Maradona vielleicht, nicht viel zu sehen. Aber es gibt ein paar Leute, aus denen etwas werden kann. Die Dänen haben zwei erstklassige Spieler, Laudrup und Elkjaer-Larsen. Doch Larsen ist auch schon 28 Jahre alt und damit nicht gerade ein Senkrechtstarter.

SPIEGEL: Haben vielleicht die vielen groben Fouls die großen Spieler gebremst?

PELÉ: Hier wird nicht brutaler gespielt als bei jeder vorausgegangenen Weltmeisterschaft. Es gibt immer Spieler und Mannschaften, die ihre Gegner durch Härte einzuschüchtern versuchen. 1966 in England bin ich durch zahllose Tritte außer Gefecht gesetzt worden. 1982 in Spanien ging es Maradona ebenso.

SPIEGEL: Liegt es an überforderten Schiedsrichtern, die zu viele Fouls übersehen?

PELÉ: Für die Schiedsrichter gilt das gleiche wie für die Fouls: Es hat sich nichts geändert. Lediglich eine Fehlentscheidung war wirklich gravierend: das Tor der Spanier gegen Brasilien, das nicht anerkannt wurde. Aber das ging so schnell, daß es schwer war für den Schiedsrichter, in dieser Sekunde richtig zu entscheiden.

SPIEGEL: Sind 24 Mannschaften bei einer WM nicht zuviel? In 36 Vorrundenspielen scheiden nur acht Mannschaften aus. Neben dem Gruppensieg Marokkos passierte keine Überraschung.

PELÉ: Der Fußball-Weltverband Fifa will damit die Länder der Dritten Welt stärker am Weltfußball beteiligen. Das finde ich richtig.



Pelé

SPIEGEL: Als Kolumbien die Ausrichtung der Weltmeisterschaft 1986 aus Geldmangel zurückgeben mußte, übernahm Mexiko das Turnier zum zweitenmal innerhalb von 16 Jahren. Warum erhielt nicht das Fußball-Entwicklungsland USA, das sich ebenso beworben hatte, diese Chance?

PELÉ: Wer versteht das schon? Franz Beckenbauer und ich haben uns damals bei Fifa-Präsident Joao Havelange für die Vereinigten Staaten stark gemacht. Aus einem guten Grund: Bei den Olympischen Spielen 1984 in Los Angeles war Fußball die Publikums-Attraktion. Diese Begeisterung hätte man aufnehmen können und müssen. Aber die Herren von der Fifa waren offenbar anderer Meinung.

SPIEGEL: Sie kommen nicht davon, ohne Ihre Meinung über die deutsche Mannschaft zu sagen.

PELÉ: Ich will ganz ehrlich sein: Ich habe die Deutschen vor vier oder fünf Monaten gesehen und fand sie miserabel. Sie hatten keine Stürmer, ein schwaches Mittelfeld, und dazu fehlte jeglicher Spielwitz. Hier in Mexiko haben die Deutschen mich überrascht. Auch ohne Rummenigge spielen sie ganz ordentlich. Irgendwie haben sie es wieder hingekriegt, diese Deutschen.

kaner in einer Art fassungsloser Starre ertragen.

Bleiben noch die amerikanischen Nachbarn, die schon im winzigen Nicaragua den Kommunismus auf dem Vormarsch sehen und die erst recht Angst haben vor einem ökonomischen Chaos im nahen Mexiko. US-Geldinstitute werden womöglich fürs erste helfen – „mit der Pistole aus dem Weißen Haus im Rücken“, wie ein amerikanischer Banker in Mexiko sagt.

Aber dann? Der Wirtschaftsberater Rogelio Ramirez, der „bis vor kurzem noch die Möglichkeit sah“, durch Einsparungen und Verstärkung der nicht an das Öl gebundenen Exporte die Lage zu bessern, „weiß jetzt ehrlich nicht mehr, wie alles enden soll“. Doch erst einmal ist Weltmeisterschaft.

Und es ist wie so oft in Zeiten herausziehenden Unheils: Es wird feste gefeiert. Auch wenn es nur noch für Tage ist, tanzen die Mexikaner mit einem seltsam verkrampft anmutenden Frohsinn auf ihrem Vulkan.

Niemanden kümmert es, daß die Darbietungen der eigenen Fußballtruppe bislang recht karg ausgefallen sind. Wenigstens kurzfristig noch muß Mexiko einfach groß sein, und vor allem die, die noch etwas zu verlieren haben, nutzen die Gelegenheit, bevor es keine mehr gibt.

Fahnenschwingend und trompetenbläsend rast ein gutes Dutzend Mexikaner, festgeklammert auf einem Mittelklasse-Auto, vom Stadion in die Stadt. Die Armen, die weder Eintrittskarten noch Auto kaufen können, haben wenigstens an der Todesgefahr ihren Spaß und jubeln den jugendlichen Helden zu.

Nachts auf dem Zócalo, dem größten Platz in Mexiko-Stadt, geht die Jagd weiter. Mit quietschenden Reifen umkreist eine Autokavalkade die Menschenmasse, die Mexiko unter Aufbietung aller Stimmkraft bereits zum Weltmeister befördert. Nach dem ersten Spiel ihrer Mannschaft versammeln sich die Fans in der Prachtstraße „Reforma“ um die Statue „El Angel“, die der Unabhängigkeit von den Spaniern gewidmet ist.

Befeuert von Tequila und reichlich Bier, demonstriert die Menge ihr Nationaldenkmal. 200 Menschen werden in dieser wüsten Nacht ins Krankenhaus eingeliefert. Die Polizei, die Order hat, den nationalen Gefühlen keine unnötigen Fesseln anzulegen, zieht am nächsten Tag einen zwei Meter hohen Bretterzaun um den Engel.

Auffällig an den ausschweifenden Feierlichkeiten ist die führende Rolle von wohlgekleideten Bürgerkindern, die in jede Benetton-Reklame passen würden, und die Besserverdienenden geben auch in den Stadien die lauten Töne an. Daß dort fast ausnahmslos begüterte Mexikaner oder doch wenigstens welche aus der Mittelschicht zu finden sind, hat die WM-Organisation zu verantworten. Sie betreibt den Kartenverkauf gewinnmaxi-



Mexikanisches WM-Publikum im Azteken-Stadion: „Jetzt ist Weltmeisterschaft, einen anderen Job finde ich immer“

mierend, und so kostet in der Spitze ein Platz mit 25 000 Pesos fast den halben Mindestmonatslohn eines Arbeiters.

Mexikos höchste Stände geben sich dem Fußball in der gediegenen Atmosphäre ihrer „palcos“ hin. Für diese weiträumigen Logen kommt die Jahresmiete auf rund 150 000 Mark. Dafür gibt es dann bequeme Stühle, Drinks aus der Bar sowie die Möglichkeit, die Flüssigkeit in der eigenen Toilette wieder loszuwerden. Inzwischen hat der nationale Überdruck auch jene Oberschichtkinder erfaßt, die gemeinhin vom schweißtreibenden Kicken wenig und von sanften Partys viel halten. „Los Popis“, wie die Popper in Mexiko heißen, bringen in privaten Clubs neue und alte Leidenschaften in Einklang: für 7000 Pesos gibt es einen großen Bildschirm und Saufen satt.

Den Vorwurf, daß die Copa Mundial eine Fiesta der dünnen mexikanischen Oberklasse ist, versuchte Televisa in letzter Minute mit Massen-Veranstaltungen abzuwehren. In drei Sportparks stellten die Fernseh-Manager gigantische Leinwände auf, um die Besitzlosen an dem Fest teilhaben zu lassen. Doch es wurde, trotz Kirmes rundherum, ein Flop: Ein miserables Bild und die jahreszeitgemäßen Wolkenbrüche am Nachmittag schreckten die Besucher ab –

wenn sie nicht ohnehin Wichtigeres zu tun hatten, als Fußball anzusehen.

Je länger die Fußball-Fete dauert, desto deutlicher tritt Mexikos Wirklichkeit hervor. Vor das Pressezentrum wagte sich Mitte vergangener Woche ein Demonstrant mit Schild: „Die Fußball-WM ist Opium fürs Volk“. Auf dem Zócalo protestieren die Erdbebenopfer des Stadtteils Tepito gegen ihre Hausbesitzer. Nach deren Willen sollen mindestens 25 000 Menschen irgendwo am Stadtrand verschwinden; statt die Häuser zu sanieren, möchten die Hausherren die staatliche Erdbeben-Hilfe dazu benutzen, in Tepito ertragreiche Bürohäuser zu errichten.

Zerschlagen hat sich längst die Hoffnung, Touristenströme zur WM könnten Mexikos maroder Wirtschaft ein wenig Entlastung bringen. Anfangs sollten 80 000 Fremde kommen, jetzt glauben Tourismus-Experten gerade noch an etwa 25 000 Gäste. Im zentral gelegenen „Restaurante del Círculo Vasco-Español“ stolpern fünf Kellner fast vor Eifer übereinander, um den einzigen Fremdling zu bedienen.

Täglich muß Televisa in den hauseigenen Fernseh-Sendungen die überzähligen Eintrittskarten feilbieten. Die Zeitungen sind voll von den Offerten ent-

täuschter Schwarzmarkthändler. „Es ist nicht der World Cup der mexikanischen Bevölkerung“, erklärt die „Mexico City News“ das Desinteresse an den teuren Tickets. Zum Spiel zwischen Dänemark und Uruguay im Slum-Vorort Nezahualcoyotl wurden die öffentlich Bediensteten von ihren Arbeitgebern aufgefordert, zwecks schönerer Optik das Stadion zu füllen.

Mexikos Volk nimmt die Fußball-Weltmeisterschaft am Fernseher wahr und sorgt sich im übrigen, wo der nächste Peso herkommt. Dabei allerdings sind die Fremden eine Hilfe: Es wird beeindruckend viel geklaut, wohl mehr noch als sonst schon üblich.

Bei einer deutschen Journalistin stiegen geräuschlos Diebe gleich zwei Nächte nacheinander ins Hotelzimmer und bedienten sich. Ein britischer Kollege meldete aus Irapuato, daß ihm die Rückkehr nach Mexiko-Stadt mangels Geld verwehrt sei. Sogar vor den landeseigenen Fußball-Helden machen die Räuber nicht halt: Manuel Negrete, einem der Stars, nahmen sie Geld und Schmuck für zwei Millionen Pesos ab.

Während Mexikos Oberschicht noch verzweifelt den Frohsinn auslebt, sorgen die da unten schon vor – für die schwere Zeit danach.